

## „Wir Menschen sind immer in Geschichten verstrickt.“

(Wilhelm Schapp)

Vortrag in Café Nüsslein / Erfurt

Donnerstag, 25. Juni 2015

Wenn einer stirbt und Menschen zusammen kommen, seiner zu gedenken, erzählt man sich Geschichten!

Wer einer ist oder war, erfahren wir aus seinen Geschichten: die er erzählt, die über ihn erzählt werden.

Es gibt einen Philosophen, der aus dieser ja auf den ersten Blick schlichten Einsicht eine eigene Philosophie entwickelt hat: Wilhelm Schapp. Im Folgenden werde ich mich hauptsächlich auf sein Werk beziehen, das 1953 erschien: *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding.*<sup>1</sup>

### **Wilhelm Schapp ist weitestgehend unbekannt.**

Warum haben uns von Wilhelm Schapp keine Geschichten erreicht wie beispielsweise von Jürgen Habermas, Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Hannah Arendt, um nur einige zu nennen? Möglicherweise, weil er keine akademische oder Universitäts-Laufbahn einschlug, sondern als Jurist arbeitete. Man könnte sagen: Er passt nicht in die Raster, die uns zur Orientierung dienen und damit dafür sorgen, im Strom der Geschichten miterzählt zu werden; weder sein Lebenslauf noch sein Denken. Das teilt er mit anderen, die ich schätze und deren Namen nur wenigen vertraut ist wie Eugen Rosenstock-Huussy, Wolfgang Ullmann, Jacob Taubes. Ein zweiter Grund könnte Schapps Sprache sein: Sie ist völlig frei von Pathos, von Wortspielereien, von großartigen Bildern. Ihn zu lesen hat etwas davon, eine Packung Knäckebrot oder Zwieback am Stück zu vertilgen: Das mag gesund sein, ein Genussmittel ist es im ersten Moment nicht. Ein Freund und Mitstudent (Herrmann Lübbe) schreibt über seinen Schreibstil: Seine „*Analysen und Deskriptionen (bleiben) trocken und gerade darin in einem emphatischen Sinn philosophisch, nämlich gelassen.*“<sup>2</sup> Aber Schapp schreibt auf eine zwingende Art: Man muss ihn genau lesen, sonst verliert man den Faden und hat überhaupt nichts davon. Wer sich auf seinen Stil einlässt, wird allerdings auf eine Reise mitgenommen von einem, der immer wieder stehen bleibt, um mitzuteilen, wo man jetzt genau ist, und erst dann mit seinem Leser die nächste Etappe zu gehen.

### **Vorstellung Wilhelm Schapp (1884-1965)**

Wilhelm Schapp war Jurist, und für ihn waren diejenigen, die für seine Berufskollegen „Fälle“ sind, einzelne Menschen mit Geschichten. Schapp promovierte beim Vater der Phänomenologie, Edmund Husserl zur „Phänomenologie der Wahrnehmung“, und außerdem in Rechtswissenschaften. Er gehörte wie Odo Marquard, Hermann Lübbe, Robert Spaemann und Ernst-Wolfgang Böckenförde zu den Schülern des Münsteraner Philosophen Joachim Ritter. Hermann Lübbe würdigt Schapp in seinem Vorwort zu „*In Geschichten verstrickt*“ als Philosophen, der sich Problemen widme, die „*nicht in der Frist des eigenen Lebens gelöst werden müssen.*“ Und an anderer Stelle erfahren wir

---

<sup>1</sup> Wilhelm Schapp: *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*, Frankfurt/Main 2012 (5. Auflage)

<sup>2</sup> [http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user\\_upload/BIBLIOTHEK/BLO/Schapp\\_Wilhelm.pdf](http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/BLO/Schapp_Wilhelm.pdf)

(von Karin Joisten), dass Schapp es sich zum Prinzip gemacht hat, nur aufzuschreiben, was er selbst durchdacht hat: „*Ich hoffe nur, dass ich nichts schrieb, was ich nicht selbst sah.*“<sup>3</sup> Wer sich mit seinen Schriften beschäftigt oder ihn kannte, lobt seine Lauterkeit.

Schapp verlässt auf seinen philosophischen Erkundungen den sicheren Weg des Wissens mit Verallgemeinerungsanspruch, zu dem wir z.B. durch die Erforschung von Wertvorstellungen, Haltungen und Normen zu gelangen meinen. Auf dieser Ebene können wir die Geschichtenhaftigkeit des einzelnen menschlichen Lebens nicht erkennen, meint er. Wir müssen auf die Gewohnheit verzichten, schnell zu Urteilen über einzelne Menschen zu gelangen.

Stattdessen übe man sich in Unbefangenheit, in eine philosophische Grundhaltung ein, die der Philosoph Robert Spaemann als „institutionalisierte Naivität“ bezeichnet<sup>4</sup> Man muss völlig neu sehen lernen, so, als hätte man vorher noch nie so gesehen.

Mir wurde das Werk von Schapp von Gerd B. Achenbach in der Ausbildung zur Philosophischen Praxis dringend empfohlen. Es gehöre zu den Grundlagen des philosophischen Beraters. Erst Jahre später aber gab mir eine Einladung aus der Evangelischen Akademie Hofgeismar zu einer Tagung über Wilhelm Schapp<sup>5</sup> den entscheidenden Impuls zur Lektüre.

An dieser scheinbar nebensächlichen Tatsache können wir schon Wesentliches verdeutlichen, was Schapp zu den Geschichten schreibt: Geschichten sind immer da. Jede Geschichte hat eine Vorgeschichte und eine Nachgeschichte. Die Vorgeschichte taucht mit den ersten Sätzen auf und reicht in die Vergangenheit zurück, bis sie sich im Dunklen verliert.

Nehmen wir die Geschichte einer Familie: das erste Stück dieser Geschichte bin ich selbst. Hier ist mir die Geschichte am nächsten. Ich kann meine Geschichte zurück verfolgen – wie weit, hängt davon ab, wie erzählfreudig die Altvorderen waren, aber auch, welche Gegenstände erhalten sind, die ihre Geschichte erzählen, die wiederum zur Geschichte von Menschen, beispielsweise meiner Großmutter gehören. Das, was sich da im Dunklen verliert, ist meine Geschichte – und die Geschichte meiner Mutter, meiner Geschwister, meines Vaters, meiner Urururgroßmutter: Ich bin mit meiner eigenen Geschichte verstrickt in die Geschichten anderer, in diesem Fall der Familie – das entstandene Geschichtengewebe ist die „Wir-Geschichte“ einer Gemeinschaft, in diesem Fall: der Gemeinschaft meiner Familie. Dabei ist zu beachten, dass es Wilhelm Schapp nicht um Blutsverwandtschaft ging. Familiengeschichte ist die Wir-Geschichte von Menschen, die in verwandtschaftlichem Verhältnis zueinander stehen, dazu kann die Stiefmutter gehören oder der zweite Mann der Mutter, das adoptierte Kind. Eine Wir-Geschichte bildet danach die Patchworkfamilie ebenso wie die Familie, in der die leiblichen Eltern und Kinder zusammen wohnen. Eine andere Wir-Geschichte bilden diese Blutsverwandten auch, wenn sie nicht zusammen wohnen.

Aber kommen wir zurück zur Vorgeschichte: Jede Geschichte verliert sich im Dunklen: Wenn wir sie zurück verfolgen, finden wir wieder eine andere Geschichte mit einer Vorgeschichte, aus der meine

---

<sup>3</sup> Herrmann Lübke zitiert Schapp in seinem Vorwort zu: Schapp, a. a. O., S. VII.

<sup>4</sup> Herrmann Lübke in seinem Vorwort zu: Schapp: , a. a. O., S. VIII.

<sup>5</sup> <http://www.akademie-hofgeismar.de/programm/detailansicht.php?category=1000003&exnr=15047>

Geschichte gekommen ist. Um beim Bild von der Familie zu bleiben: Ich konkretisiere sie mit Geschichtenfragmenten der Familie M.: Irgendwann vor 300 Jahren adoptierte im Norden Deutschlands ein Schulleiter einen Jungen, der das uneheliche Kind einer Dienstmagd war. Hier endet das etwas sicherere Wissen der Familie M. von ihrer Vorgeschichte, aber die Geschichte hat dort nicht ihren Anfang. Es gibt eine schöne Deutung, die auch zur Geschichte gehört: Das uneheliche Kind ist das leibliche Kind dessen, der es adoptiert hat. Damit wäre die Ahnengalerie noch weitere 200 Jahre zurück in die Vergangenheit zu verfolgen. Aber wir wissen es nicht.

Ebenso ist es mit der Geschichte eines Kindes, das heute nicht weiß, wer sein Vater ist, vielleicht weiß es nicht einmal die Mutter, was ja aus verschiedenen Gründen denkbar ist. Dann gehört aber genau dieses Nichtwissen darüber, wer der Vater ist, zur Geschichte des Jungen. Dieses Nichtwissen und die Spekulationen darüber, wer der Vater sein könnte, welche seiner Charaktereigenschaften der Junge von seinem unbekanntem Vater geerbt haben könnte, welche Merkmale seiner Physiognomie – das alles gehört zur Geschichte dieses Jungen, der seinen Anfang nicht kennt, und wird sich fortsetzen in den Geschichten der Familie, die aus diesem Jungen und seinen Verwandten hervor gehen.

Wenn aber niemand die Geschichte kennt von dem unbekanntem Vater? Dann existiert, so meint Schapp, die Geschichte dennoch in einem Horizont von Geschichten, der weit, weit weg sein kann. Der Horizont wartet auf einen Anlass, der ein Element dieser Geschichte erhellt, um dann vielleicht mehr und mehr von dieser Geschichte heran holen und sie neu erzählen zu lassen.

Schon an dieser Stelle kommen wir zu einem weiteren Merkmal von Geschichten, das uns vielleicht erstaunt oder auf die Idee bringt, nach Parallelen zu suchen: Wenn etwas zu einer Geschichte gehört, spielt es keine Rolle mehr, ob das, was da erzählt wurde und in die große Geschichte eingegangen ist, in einem wissenschaftlichen Sinne wahr ist oder nicht. Egal, ob der erwähnte Vorfahr der Familie M. das Kind aus der flüchtigen Begegnung einer Magd mit einem Matrosen oder einer Magd mit ihrem Dienstherrn war: Diese Geschichte prägt die Familiengeschichte, auch mit der Unsicherheit ihres Inhalts. Welche der beiden Varianten denn nun wahr ist oder ob es noch eine dritte gibt, spielt keine Rolle. Die Geschichte mit einem unehelichen Kind in fernster Vergangenheit gehört untrennbar zur Wir-Geschichte der Familie M.

Ein anderes Kennzeichen erzählenswerter Geschichten lernen wir hier schon kennen. Den Blick darauf lenkt nicht Wilhelm Schapp, sondern Odo Marquard, der sich auf den gleichen philosophischen Lehrer beruft: Das wirklich Berichtenswerte sind immer die Besonderheiten, die Ausnahmen, das was nicht nach Plan lief. „*Wir sind mehr unsere Zufälle als unsere Absichten und Leistungen.*“<sup>6</sup>

Hätte es also in der Familie M. z.B. über 20 Generationen Buchhalter gegeben (ein Vorfahre war Buchhalter und damit eher die Ausnahme), einen Familienbetrieb in Hamburg beispielsweise, das Unternehmen wäre mit schöner Regelmäßigkeit vom Vater auf den Sohn vererbt worden, es hätte Kriege und Inflation unbeschadet überstanden – dann gäbe es vielleicht nichts zu erzählen außer

---

<sup>6</sup> Odo Marquard: Theodizeemotive in Fichtes früher Wissenschaftslehre, in Ders.: Individuum und Gewaltenteilung, Philosophische Studien, Stuttgart 2004, S. 157.

diese trockenen Fakten, und von Heinrich, der zwischen 1785 und 1850 lebte, wüsste man nichts anderes als von dessen Enkel Carl, der den Familienbetrieb von 1860 bis 1910 leitete. So aber gibt es im 20. Jahrhundert eine Nonne in Buenos Aires und einen jungen Kaufmann, der nach seiner Lehre in Montevideo blieb und dort eine Frau heiratete, die so schön war, dass sie beim Überqueren der Straße nicht nach rechts und links sehen musste, weil die Autos von allein hielten. Einer ihrer Söhne war so vergesslich, dass er bei seiner ersten Europareise nur einen Kamm in der Tasche hatte, alles andere war ihm unterwegs abhanden gekommen. Von der Hamburger Verwandtschaft wiederum gab es einen Onkel oder Großonkel oder Großcousin, der seiner Familie ein Haus baute, das so klein war, das man die Schlafzimmertür nicht schließen konnte, weil die Füße des Hausherrn ins Nachbarzimmer ragten.

Sie merken schon: Hier sind Dichtung und Wahrheit sehr eng beieinander. Aber wir haben erzählenswerte Geschichten, die dazu einladen, im großen Geschichtenhorizont nachzuforschen, wie der Rest der Erzählung aussieht, die Geschichten zu vervollständigen und in einen Zusammenhang zu bringen. Und neben diesen Geschichten erfahren wir, dass es zur Wir-Geschichte der Familie M. gehört, dass offensichtlich gern übertrieben wird, um andere mit seinen Geschichten unterhalten zu können.

Ich habe jetzt einen Teil der Geschichtenphilosophie anhand der Fragmente einer konkreten Familiengeschichte dargestellt. Ich bin sicher, jedem von Ihnen bzw. von Euch wurden solche Fragmente erzählt, mehr oder weniger ausführlich.

Und hier kommen wir zu einem nächsten Aspekt der Geschichtenphilosophie:

Wir **haben** nicht nur Geschichten, wir **sind** diese Geschichten. Wir sind Menschen nur, insofern wir Geschichten sind. Das ist einer der Grund-Sätze von Willhelm Schapp. Wir **haben** diese Geschichten nicht wie etwas, das man an- und ablegen kann, sondern wir sind in Geschichten **verstrickt**. Anders können wir gar nicht.

Diesen Gedanken verdeutlicht Schapp, indem er sich auf die Phänomenologie bezieht. Bei dem Protagonisten dieser philosophischen Richtung, Edmund Husserl, ist er selbst zur Schule gegangen und hat promoviert. In der Phänomenologie geht es darum, wie angemessen wir das, was ist, sprachlich zum Ausdruck bringen können. Dem können wir uns nähern, indem wir möglichst genau beschreiben, was wir wahr nehmen. Wir haben also ein Ding, einen Gegenstand mit fast unendlich vielen Eigenschaften und beschreiben es: die Farbe, den Stoff, das Muster, das Gewicht, die Form usw. Auch einen Menschen – oder die Menschen – können wir zum Gegenstand unserer Beschreibung machen: da gibt es den Charakter; das Aussehen, die Physiognomie, Anfälligkeiten und Krankheiten, Fähigkeiten, die Art, etwas zu wollen, zu denken, zu urteilen, unsere Meinungen, unsere Ansichten und Vorlieben – unendlich viel eben. Und immer muss geprüft werden: Ist es wahr oder falsch?

Schapp meint nun: Das alles aber bringt uns dem Menschen, um den es geht, nicht näher, sondern entfernt uns eher von ihm. Wir sprechen in Kategorien, wenn wir Farben, Charakter, Temperamente etc. aufzählen, und damit bilden wir immer Gruppen: die Freundlichen, die Höflichen, die Angepassten, die Demokratiefeindlichen, die Rothaarigen. Es fehlt uns bei solchen Aufzählungen das Mittel,

wirklich auszudrücken, was **einen bestimmten** Menschen ausmacht. Schapp verwendet als Synonym für den einzelnen Menschen auch die Seele und umschreibt diese „*als unräumliche, ewige, unteilbare Substanz*“ (132) und vergleicht sie mit dem Atom in der Naturwissenschaft. Wie also kommen wir dahin, die Seele eines Menschen verstehen? Durch Geschichten!

Wenn beispielsweise das Tragen einer roten Mütze ein Mädchen ausmachen soll, muss die rote Mütze im Kontext einer **Geschichte** vorkommen.

Wie viele Mädchen mag es geben, die ein rotes Käppchen tragen? „Dieses Mädchen trägt eine rote Kappe“ – das sagt noch gar nichts aus über einen einzelnen Menschen. Wenn wir aber sagen: Das Mädchen mit der roten Kappe ist die, die den Wolf im Wald getroffen hat und ihn dann anstelle der Großmutter in deren Haus wieder traf“, dann wissen wir, um wen es sich handelt. Rotkäppchen hat nicht nur dieser Geschichte, sie **ist** diese Geschichte.

Geschichten müssen erzählt werden, sonst verschwinden sie im Dunklen. Wie erfahren wir von den Geschichten? Zwischen dem, der erzählt und dem, über den erzählt wird, liegt immer ein Abgrund, schreibt Schapp. Aber über jeden Abgrund führt eine Brücke. Diese Brücke sind die Geschichten, in die wir gemeinsam verstrickt sind. Wir benötigen einen Zugang zur Geschichte des Anderen. Wir gewinnen diesen Zugang, indem wir uns mit verstricken lassen: in die Geschichte des anderen mit unserer Geschichte. Nur, indem wir uns mit verstricken lassen, werden wir dem anderen Menschen gerecht, nur dann können wir beispielsweise seine Entscheidungen, seine Trauer, seine Liebe oder seinen Hass verstehen.

In diesem Zusammenhang hat die Unterscheidung von Wahr bzw. Richtig oder Falsch keinen Ort. Ich erinnere: Die Phänomenologen machen diesen Unterschied, wenn sie einen Gegenstand untersuchen oder auch eine Aussage zu einem Menschen oder zum Menschsein machen. In den **Geschichten**, in die wir verstrickt sind, hat alles seinen Ort, auch die Widersprüche. Sogar ein Traum kann zur Geschichte gehören, oder eine Wahnidee, sofern sie zu dem gehört, was einen bestimmten Menschen ausmacht.

Wir sind nicht nur in die eigenen Geschichten und in die eines anderen Menschen verstrickt. Wir hörten es vorhin anhand der „Wir-Geschichten“ der Familie M.: Sofort plausibel scheint, dass unsere Kinder und ich gegenseitig in Geschichten verstrickt sind oder mein Ehemann und ich, meine Geschwister und ich. Aber es geht noch viel weiter: Es gibt die große Wir-Geschichte beispielsweise mit allen, die mit mir die gleichen Gesetze befolgen müssen. Oder mit allen, die zu einem Volk gehören, das im 20. Jahrhundert zwei Weltkriege angezettelt hat. Oder mit allen, die sich vor mir zum christlichen Glauben bekannt haben und ohne deren Geschichte ich einer anderen Religion oder gar keiner angehören würde.

Es geht noch weiter: Wilhelm Schapp spricht von Tieren und Pflanzen, die womöglich in unsere Geschichten verstrickt sind. Zwei Beispiele: Odysseus trifft nach 20jähriger Reise seinen Hund Argos:

*„Odysseus kommt als Bettler zu seinem Königshof. Argos liegt krank, schwach und verachtet auf dem großen Misthaufen am Tore des Palastes. Als Odysseus sich nähert, erhebt er zunächst sein Haupt und die Ohren. Dann erkennt er seinen Herrn wieder. Er wedelt mit dem Schwanz und senkt die Ohren herunter, aber er ist zu schwach, sich seinem Herrn zu nähern. Odysseus sieht es und trocknet heimlich die Träne.“<sup>7</sup>*

Hier erfahren wir von der Verstrickung von Argos und Odysseus in ihre gemeinsame Geschichte. Auch wir sind in diese Geschichte verstrickt, auf andere Weise: Wir hören sie, und vielleicht fallen uns dazu andere Geschichten ein, die zu uns gehören; oder uns rührt diese Geschichte aus diesem oder jenem Grund besonders an; oder wir beginnen über diese Geschichte etwas von der Beziehung zwischen einem Hund und seinem Herrn zu verstehen.

Das Gleiche könnte man von Bäumen erzählen: So konnte in Kalifornien die Fällung der Redwood-Bäume verhindert werden, weil sie durch Umweltaktivisten besetzt wurden. Eine von ihnen war Julia Butterfly Hill. Julia Butterfly Hill ist in eine Geschichte mit den Redwood-Bäumen verstrickt und in eine Wir-Geschichte zum Beispiel mit der weltweiten Umweltbewegung.

„Wir sind alle in Geschichten verstrickt“ schließt ein: Wir können uns von unseren Geschichten – den Ich-, den Fremd- und den Wir-Geschichten – nicht ablösen, nicht einmal durch unseren Tod. Wir bleiben darin verstrickt, ob wir wollen oder nicht. Natürlich kann es innerhalb einer Geschichte Veränderungen geben: zum Beispiel, indem ich eine Sichtweise ändere, indem ich von Verzweiflung zur Hoffnung wechsele, von Furcht zum Mut.

Was letztlich von einem Menschen erzählt wird, entscheidet sich womöglich erst nach seinem Tod, und auch das kann ändern. Die alten Griechen meinten, ob einer ein Held war oder nicht, kann man erst nach seinem Tod beurteilen. Eine wichtige Rolle dabei spielte, wie und welchen Sinnes einer gestorben ist (das ist für mich ein wichtiges Argumente in der Diskussion um Selbstmord oder aktive Sterbehilfe: Danach wird man sich an diesen Menschen als einen erinnern, der seinem Leben selbst ein Ende gemacht hat). Doch auch das ist nicht sicher. In unserer Gesellschaft legen es ja manche Medien darauf an, in der Biografie von Menschen, deren Geschichten mit Ehrfurcht und Respekt erzählt werden, etwas zu finden, was Ehrfurcht und Respekt schwinden lassen. Auch verschiedene Sichtweisen auf einen Menschen gehören natürlich zur Geschichte dazu. Und wir merken: In jedem Fall ist auch der Erzähler ein Element der jeweiligen Geschichte.

### **„Die Geschichte steht für den Mann.“**

Wilhelm Schapp schreibt: *„Die Geschichte steht für den Mann.“* (ich möchte ergänzen: Und für die Frau) und meint damit: Wer einer ist, das wissen wir ausschließlich über seine Geschichten, in die er verstrickt war. Dazu ein Beispiel von Schapp:

*„Das Heer Alexanders ist auf dem Marsch durch die Wüste. Das Wasser ist ausgegangen. Das ganze Heer wird von Durst gequält. Eine Patrouille nähert sich dem König. Sie bringt Wasser, aber nur ei-*

---

<sup>7</sup> Schapp, a. a. O., 137.

*nen Becher voll, und bietet dem König den Trunk dar. Dieser nimmt den Becher, überlegt einen Augenblick und schüttet ihn dann vor den Augen des Heeres in den glühenden Sand. Mit dieser Geschichte haben wir einen Zugang zu der Seele des Königs gefunden. Die Geschichte sagt uns vielleicht mehr, als alle Bilder und Statuen, die wir von Alexander kennen.“<sup>8</sup>*

Eines werden Sie vielleicht selbst gemerkt haben: Die Beschäftigung mit der Geschichtenphilosophie lässt eigene und fremde Geschichten vor dem eigenen Auge auftauchen. Je mehr man sich darin hinein vertieft, desto mehr wird unsere innere Welt von Geschichten und den in sie verstrickten Personen bevölkert. Das Wissen um die Bedeutung dieser Geschichten hilft vieles besser zu verstehen.

### **Es gibt auch Berufe, die von Geschichten leben.**

Bei dem Juristen Wilhelm Schapp spielen die **Fälle vor Gericht** eine ganz große Rolle, die Geschichten von Mördern, Dieben, Betrügnern, und das Verstricksein von Richtern, Staatsanwälten, Schöffen mit den Geschichten dieser Menschen. Spätestens, wenn ein besonders hartes Urteil gesprochen werden muss oder wenn ein Fehlurteil gefällt wurde, kann es geschehen, dass der Delinquent nicht mehr nur ein Fall für die Akten ist, sondern zur Person wird.

Durch das Erzählen seiner Lebensgeschichte tritt oft erst die Einzigartigkeit eines Menschen in Erscheinung, das, was ihn ausmacht. Das geschieht manchmal bei späten runden Geburtstagen, oft auch erst am Grab dieses Menschen, dem so seine eigene Geschichte gar nicht zu Ohren kommt. Eine gute Trauerrednerin gibt dem Menschen, der zur letzten Ruhe begleitet wird, seine Geschichte. Sie gibt mit ihrer Rede jedem Verstorbenen seine Einzigartigkeit, seine besondere Gestalt. Allerdings ist sie dabei auf jene Geschichten angewiesen, die ihr von den Angehörigen erzählt werden. Oft genug muss sie aus dem Fragment einer Geschichte den dazugehörigen Rest dann selbst aus dem Horizont heran ziehen. Schapp spricht von Geschichte auch als einem „Gebilde“: Jede Geschichte hat eine Form, und wir haben ein Gespür dafür, wo eine Form sich vollendet oder auch, wo nur ein Torso vorhanden ist.

Geschichten kommt dort eine besondere Bedeutung zu, wo Menschen längere Zeit verbleiben und durch Routinen auf bestimmte Merkmale oder Symptome reduziert werden. Pflegeheime zum Beispiel: Oft genug berauben sie den Menschen nicht nur seiner Souveränität, zum Beispiel nach einer eigenen Zeiteinteilung zu leben, sondern machen seine Geschichte unsichtbar: Für das Personal ist Herr M. im Rollstuhl der Mann mit Parkinson, Frau B. im Bett in Zimmer 7 der Dekubitus und Frau W. die mit der Demenz. Am Ende eines langen und oft genug ja bewegten und beschwerlichen Lebens verschwinden Menschen in der Anonymität einer Anstalt und mit ihnen ihre Geschichten.

Ein anderes Beispiel für die Bedeutung des Erzählens der Lebensgeschichte sind die sogenannten Zeitzeugengespräche: Ich habe mehrmals erlebt, wie Menschen, die z.B. wegen der Beteiligung am Aufstand des 17. Juni 1953 vor einer Gruppe Jugendlicher zum ersten Mal in ihrem Leben ihre Geschichte erzählen. Sie waren im DDR-Gefängnis verpflichtet worden, über ihre Haft und die Umstände dort Schweigen zu bewahren, haben manchmal ihren eigenen mittlerweile erwachsenen Kindern nichts davon erzählt – und plötzlich begegnen sie ehrlichem Interesse an ihrer Geschichte. Es pas-

---

<sup>8</sup> Schapp: a. a. O., S. 104.

siert nicht selten, dass das Leben solcher Menschen mit dem Erscheinen ihrer Geschichte in der Öffentlichkeit noch einmal eine Wende nimmt.

Damit haben wir einen weiteren wesentlichen Aspekt der Geschichten: Eine Erzählung braucht immer jemanden, der erzählt, und jemanden, der sich für die Erzählung interessiert. Die Erzählung verändert beide: Der Hörer verändert sich, weil ihn die Geschichte auf irgendeine Weise selbst auch angeht – vorausgesetzt, er hört aufmerksam zu und ist nicht eingeschränkt durch Vorurteile oder die falsche Annahme, er wüsste schon Bescheid und kenne sich aus. Und der Erzähler verändert sich, weil er sich beim Erzählen selbst zuhört, dabei Neues über sich erfährt und Zusammenhänge neu herstellt oder anders sieht. Das Erzählen so zu verstehen, ist ein Grundprinzip philosophischer Praxis. Das ist auch der tiefere Sinn der Redewendung: Jemand anderem sein Ohr leihen!<sup>9</sup> Ich leihe meinem Gegenüber mein Ohr, indem er mir eine Geschichte erzählt und sich selbst zuhört und dann noch erfährt, was mein Ohr gehört hat.

Dem entspricht der Gedanke von Sören Kierkegaard: *„Wenn ich wirklich einem anderen helfen will, muss ich mehr verstehen als er, aber zuallererst muss ich begreifen, was er verstanden hat und dass die Absicht zu helfen einem Willen gleich kommt, bis auf weiteres zu akzeptieren, im Unrecht zu bleiben und nicht zu begreifen, was der andere verstanden hat.“*<sup>10</sup>

Ein ermutigendes Vorbild für die Wertschätzung einer Lebensgeschichte gerade im Umfeld völliger Anonymität liefert der Psychiater Klaus Dörner zusammen mit seinen Mitstreitern.

**„Die Geschichte steht für den Mann“:** Hier hören Sie eine:<sup>11</sup>

*„Als ich 1981 neu, unerfahren und entsprechend tatendurstig auf die Station des Langzeitbereichs in Gütersloh kam, die ich selbst stationsärztlich betreuen wollte, fragte ich alle 35 Langzeitpatienten, ob sie entlassen werden wollten. 34 mal bekam ich mit jeweils anderen Worten zu hören. ‚Nein, danke, ich bin wunschlos glücklich.‘ Nur Frau H. sagte sofort Ja, womit sie mich glücklich machte. Mein Glück währte nicht lange. Die Gespräche über die Entlassung von Frau H. quälten sich über Monate hin, bis sie eines Tages damit heraus rückte: ‚Ich kann nicht raus, denn dann muss ich zu dem für mich zuständigen Sozialamt und träfe dieselben Leute, die mich vor 18 Jahren aus meiner verwahrlosten Wohnung geholt haben; ich schäme mich zu sehr.‘ Das brachte sie auf einen Ausweg: ‚Ich könnte ja in eine völlig fremde Stadt gehen, wo mich keiner kennt, und dort ein neues Leben anfangen.‘ Aus irgendwelchen Gründen wählte sie Lippstadt. Bald folgte – wie gewohnt – der Einwand gegen sich selbst, warum auch das nicht gehen würde: ‚Ich müsste ja erst einmal in ein Hotel gehen und da übernachten, bevor ich zum dortigen Sozialamt gehen könnte.‘ Ich fragte sie, wie viel Geld sie denn wohl brauchen würde. Sie meinte, sie bräuchte 700 DM. Tags darauf gab ich ihr 700 DM, und erstaunlicherweise nahm sie das Geld, verabschiedete sich und fuhr ab. Einige Tage später*

---

<sup>9</sup> Danke an meinen Philosophie-Freund Carsten Passin, der mir am Beispiel des „Ohr-Leihens“ ein Grundprinzip philosophischer Beratung plausibel gemacht hat.

<sup>10</sup> Gefunden in: Christof Müller-Busch: Der gute Arzt aus der Sicht eines Palliativmediziners, in: Steffen Simon (Hg.): Der gute Arzt im Alltag. Anleitung zur ärztlichen Grundhaltung in Klinik und Praxis, Köln 2005, S. 77-94, S. 80.

<sup>11</sup> Klaus Dörner: Zeit spielt keine Rolle, in: Ders. (Hg.): Ende der Veranstaltung. Anfänge der Chronisch-Kranken-Psychiatrie, Gütersloh 1998, S. 242-247, S. 242f.



*kam sie zurück. Sie erzählte, dass sie doch nicht beim dortigen Sozialamt gewesen sei, aber eine schöne Zeit gehabt hätte und sich eine Bluse, ein schönes Halstuch und einen röhrenden Hirschkopf gekauft hätte, den sie in der neuen Wohnung an die Wand hängen wollte. Und dann kam das Verblüffende: ‚Und jetzt kann ich mit Ihnen zusammen doch zum Sozialamt meiner Heimat gehen.‘ Auf meine überraschte Frage: Wieso denn das? ‚Weil ich jetzt glauben kann, wieder eigene Zeit zu haben, mit der ich machen kann, was ich will, so wie ich mit dem Geld machen konnte, was ich wollte.‘“*

Wenn es stimmt, dass die Geschichte für ihren Mann steht, dann erfahren wir über diese Geschichte Wesentliches über den Menschen Klaus Dörner. Mehr, als wenn wir seine Liste von Publikationen lesen oder etwas über die Zahl der aus dem Langzeitbereich entlassenen Patienten erfahren. Dann wird auch deutlich, warum nur solche Menschen wie Klaus Dörner die Psychiatrie reformieren konnten, und keine Bürokraten.

Dörner selbst schreibt dazu:

*„Von dieser Geschichte konnte ich immer wieder lernen: Jeder chronisch psychisch Kranke muss mich mit meinen Aktivitäten mit der Institution identifizieren. So wie diese ihn fremd bestimmt, bestimmen auch meine Aktivitäten ihn fremd. Und so werden meine zeitlichen Vorstellungen als fremder zeitlicher Druck, als Zeit der Anstalt, als veranstaltete Zeit und nicht als eigene Zeit empfunden. Wenn ich aber sage: ‚Zeit spielt keine Rolle‘ ..., kann der Andere ganz allmählich wenigstens ahnen, dass nun seine eigene Zeit gilt und dass ich erstaunlicherweise jemand sein könnte, der sich in seinen Dienst stellt, der sich seinem Rhythmus anpasst und der sich seinem Zeitpunkt unterwirft, wann der erste Schritt zu tun ist. ... Es gilt die Zeit des Anderen, der erst dann als Person wieder selbst handeln kann.“*

Hier haben wir das nächste Kapitel dieser Geschichte: Ein Mann wie Dörner ist einer, der dem anderen die Möglichkeit gibt, mit seiner Lebensgeschichte zu erscheinen. Was die Voraussetzung dafür ist, sagt er im letzten Satz: *„Es gilt die Zeit des Anderen, der erst dann als Person wieder handeln kann.“*

Hier kommen wir zu einem weiteren Aspekt unseres Themas: Geschichten brauchen ihre Zeit und ihren Raum, um sich ausbreiten zu können. Der Tod von Geschichten sind die Routinen in Einrichtungen und Institutionen ebenso wie alle Versuche, Menschen zu Gruppen, zu Typen, zu Vertretern einer bestimmten Meinung usw. zusammen zu fassen. Der Tod von Geschichten sind Kategorien und Zeitnot.

Das erklärt auch schon, warum die Wertschätzung einer Geschichte, einer Lebensgeschichte in Institutionen so selten ist. Gerade aus der Sozialpsychiatrie erreichen uns seit Dörner viele solche Geschichten. Mein Freund Michael Schiebel hat darüber einen Aufsatz geschrieben:<sup>12</sup> Seine Geschichte beginnt mit dem ersten Tag auf der Station in Gütersloh, wo ihm auffiel, dass die teilweise

---

<sup>12</sup> Michael Schiebel: Warum es sich lohnt, eine Lebensgeschichte zu schreiben, in: Klaus Dörner (Hg.): Ende der Veranstaltung. Anfänge der Chronisch-Kranken-Psychiatrie, Gütersloh 1998, S.143-158.

seit Jahrzehnten in der Klinik lebenden Langzeitpatienten nicht miteinander sprachen. Schiebel fiel außerdem der Charakter der Krankenakten auf: Sie erzählten nichts über die Menschen, die ihr ganzes Leben in der Klinik verbrachten, sie beschränken sich auf die Beschreibung der **Gegenwart**, auf Symptome, Fähigkeiten, Auffälligkeiten, Regelverstöße, kurz: auf die Anstaltskarriere.

**Hier ein kurzer Einschub und noch eine Ergänzung** zu den Geschichten im Zusammenhang mit dem Verständnis von Zeit: Wilhelm Schapp stellt fest, dass die Geschichten, auch die Lebensgeschichten, nicht in unser gewohntes Schema von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft passen. Jede Geschichte ragt in die Gegenwart mit ihrer Vergangenheit, und in jedem Moment der Vergangenheit bereitet sich schon etwas von der Zukunft der Geschichte vor. Gegenwart gibt es dann entweder gar nicht, oder sie ist unendlich, weil sie sich nach vorn und nach hinten erstreckt als Gegenwart von Vergangenen und Zukünftigem gleichzeitig.

Vergangenes und Zukünftiges gibt es in den Krankenakten nicht (wie übrigens auch nicht in der Sprache von Angela Merkel<sup>13</sup>), und das macht vielleicht die Trostlosigkeit der Existenz von Menschen in Heimen, Asylen, Gefängnissen und anderen Aufbewahrungsorten aus: Sie haben in der Wahrnehmung der anderen weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft und sind dadurch als Personen nicht sichtbar. Wer solche Erfahrungen der persönlichen Nichtachtung schon gemacht hat, weiß auch, dass einem dadurch das Wissen darum abhanden kommen kann, wer man eigentlich ist.

Das ist Michael Schiebel auch aufgefallen. Nicht nur die Krankengeschichte, auch die Beziehungen verharren auf der Gegenwartsstufe, und sind durch das geprägt, was als professionelle Haltung gilt. Begegnungen ranken sich um Verrichtungen wie Wecken, Mahlzeiten, Verordnen, Verabreichen. Verschlechterungen, Symptome und Rückfälle müssen erkannt und behandelt werden. Hinter dieser Sichtweise auf den Kranken verbirgt sich, was wohl jeder in einen Beratungsberuf oder in einen helfenden Beruf als Erstes mit auf den Weg bekommt: professionelle Distanz bewahren, dem anderen nicht zu nahe kommen, aus verschiedenen und ja oft wirklich einsichtigen Gründen und weil man damit den Patienten, Klienten, Insassen usw. am besten helfen könne.

Michael Schiebel und Klaus Dörner haben einen Weg gefunden, die professionelle Distanz zeitweise zurück zu stellen und sich trotzdem nicht auffressen zu lassen. Michael Schiebel und seine Kollegen schreiben die Geschichten von Langzeitpatienten auf. Daraufhin erkennen Pflegekräfte in der Klinik zum ersten Mal, dass sie es mit Menschen und ihrer oft bewegten und nicht selten traurigen Geschichte zu tun haben, mit Menschen, die auch mal lebensfroher waren als nach 20-60 Jahren Klinikaufenthalt. Zu den Voraussetzungen für diese Entwicklung gehörte, dass eingefahrene und in Aufbewahrungsanstalten oft besonders ausgeprägte hierarchische Strukturen verändert wurden.

Mit dem Auflösen der Langzeitbereiche in den psychiatrischen Kliniken konnten die ehemaligen Insassen ihre Souveränität im Umgang mit Zeit wieder gewinnen und damit auch ihre Lebensgeschichte fort schreiben.

---

<sup>13</sup> <http://www.zeit.de/2013/35/emckes-expeditionen-angela-merkel-sprache/komplettansicht>

Michael Schiebel und Klaus Dörner berichten, wie diese Entwicklungen sie selbst veränderten. Mit Schapp gesprochen: Natürlich sind nicht nur die Heimbewohner in Geschichten verstrickt, sondern die Psychiater und Pflegekräfte sind mit ihren Heimbewohnern in Geschichten verstrickt. Klaus Dörner hat dem Gedanken ausdrücklich Referenz erwiesen, indem er grundsätzlich nicht von Ärzten, Patienten, Angehörigen usw. sprach, sondern von „Psychiatrie-Erfahrenen.“

Zum Schluss möchte ich noch auf zwei weitere Aspekte hinweisen, über die ich nachdenken will, die ich hier aber im Einzelnen nicht entfalten kann:

### **Weltgeschichte**

Die **Weltgeschichte** bildet den großen Horizont der Geschichtenphilosophie: Schapp unterscheidet die Ich-, die Fremd- und die Wir-Geschichten. Die Wir-Geschichten betreffen je nach Fokus eine kleine Gruppe – z.B. eine Fußballmannschaft, dann eine größere Gruppe: alle, die mit dieser Fußballmannschaft zu tun haben. Das kann schon von weltweiter Relevanz sein. Aber es gibt auch eine Art Universalgeschichte, und die unterscheidet sich vollkommen von dem, was wir gemeinhin unter Geschichte verstehen oder was der Gegenstand der Geschichtsphilosophie (seit Hegel) ist.

Wilhelm Schapp überträgt den Geschichtenbegriff von der Ich-Geschichte auf die Weltgeschichte: Für ihn ist Weltgeschichte das Gewebe der gelebten Geschichten, und dieses unterscheidet er von den Geschichtsphilosophien, die seit dem 18. Jahrhundert unser Geschichtsbild prägen. Natürlich gehören diese Philosophien auch zur großen Geschichte, die Geschichtsphilosophien haben ja selbst Geschichten geschrieben, aber sie sind nicht „die“ Geschichte.

Auch die Weltgeschichte bildet eine Einheit aus Vergangenem, Gegenwärtigen und Zukünftigen, das sich jederzeit und überall durchdringt. Die Gegenwart enthält Vergangenes und Zukünftiges, in jedem Vergangenen gibt es Zukünftiges, das vielleicht mittlerweile auch vergangen oder aber noch nicht eingetroffen ist. Alles Zukünftige beherbergt alles Vergangene. Schapp spricht in erhellenden Metaphern. So haben wir die Metapher vom Horizont, die ich schon mehrfach zitierte und anwandte: Die Weltgeschichte bildet den Horizont, den Rahmen für unsere, für die vielen Einzelgeschichten, die Einzelgeschichten wurzeln letztlich in der Weltgeschichte und münden in diese, und die Weltgeschichte geht zurück in die Vergangenheit, ins Dunkel, aber sie hat keinen Anfang.

### **Andere Geschichten-Typen: Märchen, Gleichnisse**

Ein weiterer Aspekt, den ich nur noch andeuten kann, sind die verschiedenen Formen von Geschichten. Es gibt beispielsweise *Märchen*, Mythen und Gleichnisse. Schapp erläutert am Beispiel des Gleichnisses vom verlorenen Sohn aus dem Neuen Testament, was die besondere Tiefe dieser Art von Geschichten ausmacht: Sie haben eine Struktur, die bewirkt, dass sie jederzeit und überall da sind und auf eine tiefere Wirklichkeit verweisen. Hier erschließt sich für mich, was das Besondere biblischer Geschichten ausmacht, aber das ist dann schon wieder ein Thema für einen weiteren Abend.